

**Ronald Friedmann:
Ulbrichts Rundfunkmann.
Eine Gerhart-Eisler-Biographie,
edition ost Berlin 2007, 285 S.
(14,90 €)**

»Gerhart Eisler ist tot, aber nicht vergessen.« Dies ist der treffende Schlusssatz von Ronald Friedmanns Buch über einen in Leipzig geborenen Österreicher. Nach dem Ersten Weltkrieg kam Gerhart Eisler von Wien, wo er aufgewachsen, nach Deutschland, wirkte lange Jahre in der KPD, der Kommunistischen Internationale und dann in der SED als Parteifunktionär. Legale, halblegale oder illegale Einsätze »dazwischen« führten ihn u. a. nach China, Spanien, Frankreich und in die USA.

Vor jenem letzten Satz des Buche zitiert der Autor aus der 1971 erschienenen Autobiographie eines anderen Österreichers, des Publizisten Bruno Frei. Drei Jahre nach Gerhart Eislers Tod 1968 heißt es in dem »wirklichen Nachruf« (so Ronald Friedmann, S. 271): »Aber Gerhart Eisler war auch der Schrecken der Feiglinge, der Schwätzer, der Gerüchtemacher. Sein Mut, so natürlich er in Erscheinung trat, hatte etwas Überlegtes an sich, geboren aus der seltenen Fähigkeit, die haarscharfe Grenze zwischen Bravour und Kaltblütigkeit einzuhalten. Immer das tun, was jeweils möglich, und niemals unterlassen was notwendig ist. Diesen realistischen Mut hat Gerhart Eisler unter verschiedenen Himmeln mit verschiedenen Reispässen bewiesen.« (S. 272)

Eigentlich bereits ein schöner Abschluss für eine Rezension, zumindest schon hier sei die übliche Aufforderung platziert: Dieses Buch kaufen, lesen und weiter empfehlen. Gestolpert bin ich über den Buchtitel: »Ulbrichts Rundfunkmann« – und dies aus zwei Gründen.

1. Warum fördert und schützt Walter Ulbricht seinen früheren erbitterten politischen Kontrahenten aus »KPD-Zeiten« in »DDR-Zeiten« so hartnäckig und ausdauernd?

2. War Gerhart Eisler nicht eigentlich mehr als ein »Rundfunkmann«, nicht eine Institution im sozialistischen Parteijournalismus der DDR – und dies ist eine Feststellung, keine schnöde Abqualifizierung eines Spätergeborenen.

In den Jahren 1927 bis 1929 gehörte Gerhart Eisler an der Seite von Ernst Meier, Arthur Ewert, Hugo Eberlein, Kurt Süßkind, Georg Schumann und anderen (auch Wilhelm Pieck wurde diesem Personenkreis zugerechnet) zu jenen führenden KPD-Funktionären, die im Gefolge der Wittdorf-Affäre Ernst Thälmann vom Vorsitz der KPD verdrängen und eine realistischere Politik der Partei durchsetzen wollten, realistischer als sie beispielsweise Walter Ulbricht (beispielsweise auf dem Gebiet der Gewerkschaftspolitik) damals vehement mit vertrat. Die Versuche, die Mehrheitsverhältnisse in der Führung der KPD 1928/29 zu verändern, schlugen fehl. Auf Druck der KPdSU und namentlich Stalins wurden durch Beschlüsse von Gremien der Kommunistischen Internationale die so genannten Rechten aus der KPD herausgedrängt. Die oben Genannten wurden gleichzeitig wegen ihrer »Duldsamkeit« gegenüber den Positionen der so genannten Rechten scharf kritisiert. Seit Ende der 20er Jahre hatten sie ihre Brandmarkung unter dem dann gebräuchlichen Stigma als »Versöhnler« erhalten und in der stalinierten KPD wie der KI und auch noch später in der SED behalten, auch wenn sie abgeschworen, von ihren Ansichten »selbstkritisch« in aller Öffentlichkeit abrückten.

Gerhart Eisler hatte, wie in der Publikation ausführlich beschrieben, Ende der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts Glück im Unglück. Seine »Kominternierung«, so eine gängige Bezeichnung für eine rigide ausgeübte Praxis, endete nicht nach der Herauslösung aus jeglicher Parteiarbeit in Deutschland, nicht im jahrelangen, beschäftigungslosen (und mittellosen) Wartezustand in Moskau. Als Emissär der KI wurde Gerhart Eisler nach China und Spanien geschickt, schließlich wirkte er viele Jahre in den USA. Zwischenzeitlich war er nach 1933 auch Mitarbeiter der Auslandsleitung der KPD in Paris.

Zu den interessantesten – weil mir weniger bekannten – Stationen von Gerhart Eislers Lebensweg gehören die Schilderungen der Praxis amerikanischer Geheimdienste, mit offener Bespitzelung und mehrmaliger Verhaftung sowie der schließlichen Flucht als blinder Passagier auf einem Schiff aus den USA nach Europa, so dass der angestrebte Schauprozess gegen einen »kommunistischen Agenten« nicht

geführt werden konnte. Nicht nur das im Anhang dokumentierte Verhör Gerhart Eislers am 6. Februar 1947 vor dem »Komitee für Unamerikanisches Verhalten« in Washington spricht Bände, auch mehrere Kapitel des Buches informieren ausführlich über jenen Lebensabschnitt eines aufrechten Kommunisten.

Die Passagen über die USA sind eng verbunden mit dem Namen von Gerhart Eislers Schwester Elfriede, bekannt als ultralinke KPD-Funktionärin Ruth Fischer. Ihr politischer Hass ließ diese nicht vor Denunziationen des Bruders gegenüber den amerikanischen Behörden zurückschrecken, ein Hass, der bis zum Lebensende beider nicht geringer wurde.

Zweimal unterbricht der Autor den Fluss seiner chronologischen Lebensbeschreibung und fügt Exkurse über Gerhart Eislers Geschwister ein: über die Schwester Elfriede (Ruth Fischer) und den Bruder Hanns, den bekannten Komponisten – nicht nur der DDR-Nationalhymne zu den Worten von Johannes R. Becher oder vieler Texte von Bertolt Brecht.

Gerhart und Hanns Eisler waren leidenschaftliche Schachspieler und politisch zeit lebens konsequente Gegner der politischen Ansichten ihrer Schwester Elfriede (Ruth Fischer). Sie verband, als sie dann beide in der DDR lebten, auch die sensible, aber hartnäckige und aufrichtige Solidarität, wenn einem von beiden persönliches und politisches Unrecht von den »eigenen Leuten« angetan wurde. Wie schmerzlich dies für sie war, wussten sie auch ohne Worte voneinander. An die Öffentlichkeit drang die Bitterkeit darüber kaum.

Noch mal zu Elfriede (Ruth Fischer): angedeutet wird im Buch auch, dass die beiden Männer als Buben ihrer Schwester manchen Streich spielten, auch wenn diese Bemerkung keine Entschuldigung für diametral entgegengesetzte politische Ansichten sein kann und soll. Neugierig wie der Mensch nun mal ist, hätte man darüber gern Genaueres gelesen.

»Ulbrichts Rundfunkmann«? Eigentlich war Gerhart Eisler im »Medienbetrieb« der DDR eine Institution, er hat viele junge und ältere Menschen zu guten Journalisten herangebildet. Im Gespräch mit Journalisten-Kollegen war er scharfzüngig und punktgenau und

wusste dabei humorvoll zu argumentieren. Mit seiner umfassenden Bildung und Informiertheit über das politische Weltgeschehen war er Vorbild – und nicht nur Walter Ulbricht erkundigte sich regelmäßig, wie dieser das aktuelle politische Weltgeschehen beurteilte.

Die fünfziger Jahre. Den wiederholten Forderungen aus Moskau im Rahmen der umfassenden innerparteilichen »Säuberungen« von vermeintlichen Parteifeinden in den 50er Jahren, den im doppelten Sinne »unsicheren Kantonisten« Gerhart Eisler (einmal Versöhnler immer Versöhnler; Leben im »Mutterland des Feindes«, den USA, ergo »Agent«) bei den Parteiüberprüfungen härter und auch namentlich öffentlich zu bestrafen, kam die SED letztendlich nicht nach. Ronald Friedmann beschreibt die 50er Jahre als die »bittersten Jahre« im Leben Gerhart Eislers detail- und kenntnisreich. Wer noch nicht weiß, was mit Stalinismus in DDR und SED gemeint ist, hier findet er Tatsachen in Fülle.

Nur spekuliert werden kann, was Walter Ulbricht mit Gerhart Eisler wirklich verband. Überschätzte ersterer seine einzigartige Position als erfahrener KI-Funktionär gegenüber jüngeren Repräsentanten der KPdSU, die jetzt den Kurs im »sozialistischen Welt-system« wie in der kommunistischen Bewegung autark zu bestimmen glaubten und zumeist auch durchsetzten? Antworten darauf wie auch auf die Frage, aus welchen Motiven heraus sich Gerhart Eisler als »Parteisoldat« immer wieder selbst disziplinierte, eigene Zweifel an der Richtigkeit des eingeschlagenen Kurses nicht laut werden ließ – oder gar nicht kannte –, bedürfen noch vieler Forschungen.

Ronald Friedmann lässt auch eine besondere Perfidie der stalinistischen SED gegenüber Gerhart Eisler nicht unerwähnt (Seite 222/223), eine Praxis, die schon zu KPD-Zeiten und bis 1989 systemüblich war. Im »Neuen Deutschland« vom 18. Februar 1951 findet sich auf Seite vier ein Artikel mit der Überschrift: »Ernst Thälmanns Kampf gegen die Versöhnler«. Der von Gerhart Eisler gezeichnete Beitrag soll nicht referiert werden, aber die Zwischenüberschriften (des Autors oder der Redaktion?) seien genannt: »Die Versöhnler helfen den Feinden der Partei«, »In Worten gegen, in der Praxis mit den Rechten«,

»Die Versöhnler in der Position von Partei-feinden«, »Ein Versöhnler ist kein Marxist-Leninist!«.

Was bleibt? Ein lesenswertes Buch, das aus biographischer Sicht dazu beiträgt, Parteigeschichte wie DDR-Geschichte differenzierter zu betrachten. Biographische Darstellungen wie Ronald Friedmanns Buch über Gerhart Eisler wünschte man sich über viele weitere »Spitzenfunktionäre« von KPD, KI und SED.

HORST HELAS

Matthias Steinbach,
Sven Schlotter (Hg.):
Zweimal Amerika.
Deutsche Reisetagebücher 1926
und 1990. manuskript – Archiv
zur Bildungs- und Wissenschafts-
geschichte, Bd. 3, Verlag
Dr. Bussert & Stadelers Jena 2007,
140 S. (24,90 €)

»Zweimal Amerika« ist die dritte Publikation der von den Historikern Matthias Steinbach und Michael Ploenus (Jena) herausgegebenen Reihe »manuskript – Archiv zur Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte« betitelt. Was zunächst wie ein unbekannter Roman von Jules Verne klingen mag, ist ein Band, der zwei Reisetagebücher vereint. Das erste verfasste der Jenaer Philosophie-Professor Bruno Bauch (1877-1942), das zweite die Lehrerin Ursula Schäfer (1923-2006). Der Gelehrte Bauch reiste 1926 zu einem Philosophie-Kongress in die USA; Ursula Schäfer wiederum begleitete im Einheitsjahr 1990 ihren Mann, den Jenaer Historiker Prof. Peter Schäfer, zu einem Studienaufenthalt in die Vereinigten Staaten.

In seinem Vorwort erläutert der Reihenbegründer Matthias Steinbach, warum diese zwei, auf den ersten Blick scheinbar höchst disparaten USA-Reisetagebücher in »diachroner Zusammenschau« publiziert werden. Bauch und Schäfer seien, so Steinbach mit Shakespeare, »strange bedfellows«, also »seltsame Bettgenossen«. Und wirklich: Bei allen erkennbaren Unterschieden (vor allem in den

weltanschaulichen Standpunkten: hier der deutlich konservativ-völkische und eher humorlose Bruno Bauch, dort die politisch links positionierte und witzig-ironische Ursula Schäfer), finden sich in den Diarien der beiden Amerika-Fahrer doch erstaunlich viele Parallelen. »Insgesamt«, so das Fazit Steinbachs, »dokumentieren die Texte Bauchs wie Schäfers über die reinen Zustandsschilderungen hinaus deutsches Nationalbewusstsein in seiner eigenartigen Zerrissenheit.« Sicher, man hätte Bruno Bauchs Amerika-Tagebuch auch mit dem Diarium eines liberalen Zeitgenossen verknüpfen können. Angeboten hätten sich hier etwa die Amerika-Notizen des Krupp-Managers und Kunsthistorikers Eberhard Freiherr von Bodenhausen (1868-1918). Der Freund von Harry Graf Kessler wollte ebenfalls Anfang des 20. Jahrhunderts in den USA und hat Notizen hinterlassen, die bis dato nur in Auszügen veröffentlicht sind. Aber Bauchs Tagebuch das der unverkrampften Touristin Ursula Schäfer gegenüberzustellen, ist auch von großem Reiz.

Bruno Bauch aus Jena war einer von nur vier deutschen Teilnehmern am 6. Internationalen Kongress für Philosophie, der 1926 in Boston stattfand. Dass Bauch seine Aufzeichnungen nur *pro domo* anfertigte, das Diarium einzig als »Gedankenstütze« betrachtet wissen wollte, überrascht den Leser. Denn der vorliegende Bericht ist bis ins letzte Komma hinein ausgefeilt; als wollte sein Autor ihn unter allen Umständen druckreif hinterlassen. Sven Schlotter, der mit der Arbeit »Die Totalität der Kultur – Philosophisches Denken und politisches Handeln bei Bruno Bauch« in Jena promovierte, kommentiert dessen Reise-Tagebuch ebenso vorzüglich wie er es in den Kontext seines wissenschaftlichen Wirkens stellt. Über Passionen jenseits der Philosophie oder gar über liebenswerte Laster Bauchs wird im Begleittext nichts erwähnt. Allein im Diarium findet sich der Hinweis, dass Bauch gern mal eine Zigarette rauchte: Und so berichtet er u. a. von seiner Freude, auf einer Zugfahrt durch das Land einen ganzen Abend in einem der seltenen Raucherabteile der amerikanischen Pullman-Züge verbracht zu haben.

Als Lehrstuhlinhaber war Bauch ein deutscher Intellektueller wie er im Buche steht:

Korrekt bis penibel, als Publizist unwahrscheinlich fleißig, dabei konservativ bis zum Stehkragen. Kaum ist er in den USA angekommen, da heißt es schon apodiktisch: »Eine der schlimmsten Geschmacklosigkeiten ist die bekannte Freiheitsstatue.« Eine Begründung wird nicht gegeben. Bei Bauchs Ankunft in New York versucht ein Journalist seine bescheidene Weltläufigkeit zu demonstrieren und sagt, Goethe war »also a philosopher of Jena«. Darauf hat der in Goethes und seiner Ehre gekränkte Bildungsbürger Bauch nur eine Entgegnung parat: »Du Rindvieh!«

Als Gast in diesem so ganz anders gearteten Land ist es Bauchs mühsames Bestreben, alles Neue so aufzunehmen wie es sich ihm darbietet, d. h. möglichst vorbehaltlos. »Kurz, ich war trotz meiner Skepsis auch mit meiner Skepsis vorsichtig und gegen meine eigene Skepsis skeptisch.« Doch das missrät ihm gänzlich. Zwar findet er anerkennende Worte für die von ihm besuchten Universitäten Harvard, Cornell und Cambridge, kommt aber schnell zu dem Schluss, dass die amerikanischen Philosophen ihren deutschen Kollegen nicht das Wasser reichen können. Und wenn deutsche Bildung und deutsche Philosophie gelobt werden, betont Bauch mit schöner Regelmäßigkeit, er »gebe nur wieder« und »stelle nur fest«. Aber solche Lobreden der US-Kollegen gehen dem deutschen Philosophie-Professor Bauch runter wie Öl.

Amerikanischen Frauen und amerikanischer Geselligkeit kann er freilich nichts abgewinnen: Beide sind nach seiner Auffassung »kalt« und »seelenlos«. Diese Position ist ein Stereotyp und diametral entgegengesetzt zu der, die etwa Thomas Mann zu jener Zeit pflegte. Der Dichter attestierte der amerikanischen Frau eine »geistige, kulturelle Überlegenheit«, weil »der Mann ohne Muße« und nur ein »Arbeitstier« sei (vgl. Heinrich Detering: »Juden, Frauen und Literaten« – Zu einer Denkfigur beim jungen Thomas Mann, Frankfurt/Main 2005).

Besonders bei seinen Äußerungen über New York wird kenntlich, dass Bauch ein Kind der alten Welt Europas ist. Voller Ressentiments sind die Passagen über seine »Wanderungen in den Italiener-, Neger-, Chinesen- und Judenvierteln« der Metropole. Wenn Bauch notiert: »Besonders Juden und Neger breiten sich

mehr und mehr aus«, dann klingt das, als schreibe der Diarist über eine ansteckende Krankheit. Folglich hat der »Neger« bei Bauch auch keinen Mund, sondern ein »Maul«. Und wenn er ergänzt: »Dazu kommen Rasmischungen«, dann spürt man förmlich das Unbehagen, das den Deutschen angesichts der ethnischen Vielfalt in New York ergreift. Bauch besucht in »Big Apple« auch ein Variété. Dort wird u. a. Jazz gespielt – und zwar, wie er zu seinem Entsetzen feststellen muss, auf einer Orgel, also auf der »Königin der Musikinstrumente«. Spätestens hier reißt dem deutschen Bildungsbürger die ästhetische Hutschnur. Dieser Missgriff ist für Bauch ein Beispiel amerikanischer Unkultur.

Durch das Gelesene sensibilisiert, fragt man sich, welche Wirkungen der Besuch in den USA von 1926 bei dem deutschen Gelehrten in der Folge gezeitigt haben mag? Streng betrachtet: keine. Denn Sven Schlotter kann nur konstatieren, dass »Bauch seinen Amerika-Aufenthalt nicht wirklich als Chance zur kritischen Revision der eigenen Auffassungen nutzte und sich allzu schnell gegen die irritierende Erfahrung des Fremden immunisiert hatte«. Mehr noch: Auch und gerade nach 1933 warnte der Jenaer Gelehrte, der sich nach der Machtergreifung »öffentlich zum neuen Staat bekannt« hatte, vor der obskuren Gefahr des »Amerikanismus«.

Ganz anders Ursula Schäfer: Keine Skepsis und Distanz, kein Ressentiment, dafür aber Lob, wo Lob, und Kritik, wo Kritik angebracht ist. Bei diesen Notizen handelt es sich wirklich um einen »überaus anregenden Erlebnisbericht« (Steinbach), der aus Lust an der Freude entstand, endlich das Land sehen zu können, dem das jahrzehntelange wissenschaftliche Interesse ihres Mannes galt. Man muss dem Mitherausgeber Steinbach unbedingt beipflichten, der in seinem Vorwort das Diarium Ursula Schäfers mit den Worten resümiert: »Es überwiegt ein fast naiver, aber dadurch überaus erfrischender Blick auf Amerikas Kultur und Gesellschaft, der Reserven gegenüber der Politik der ersten Bush-Administration freilich nicht ausschließt.«

Peter Schäfer (Jg. 1931) belässt es nicht nur bei einem Kommentar des Berichts seiner im Jahre 2006 verstorbenen Frau, sondern ergänzt das Diarium mit einer Passage aus seinen noch

unveröffentlichten und »Schreiben Sie das auf, Herr Schäfer!« betitelten Erinnerungen. Einmal mit dem Lebensrückblick des Historikers konfrontiert, wünscht man sich, die eingängig geschriebenen Memorabilien recht bald in Gänze lesen zu können. Umso mehr, da Peter Schäfer viel zu sagen haben dürfte. So u. a. über sein Dasein als aus Berlin nach Jena übergesiedelter DDR-Wissenschaftler, der sein Forschungsthema, die USA und ihre Geschichte, bis 1989 nicht *ad oculos* studieren durfte. Erst 1990 – und damit sechs Jahre vor seiner Emeritierung! – konnte er die USA erstmals betreten. Ein zweimonatiges Stipendium des Bundesforschungsministeriums versetzte ihn in die Lage, in die Staaten zu reisen und über die US-amerikanischen Präsidenten zu forschen. Das Resultat des Aufenthalts, das Buch »Die Präsidenten der USA«, erschien 1993. Es erlebte drei Auflagen. Wer mehr über Peter Schäfer und seinen Versuch, USA-Geschichte in der DDR, dem vielzitierten »Land der begrenzten Unmöglichkeiten«, zu lehren, erfahren möchte, der lese das mit dem Jenaer Emeritus geführte und im ersten Band der »manuskript«-Reihe (»Universitätserfahrung Ost – DDR-Hochschullehrer im Gespräch«, Jena 2005, S. 161-193) veröffentlichte Interview.

Mit diesem dritten Band darf das Fundament der Reihe »manuskript – Archiv zur Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte« als gegossen betrachtet werden. Nun wird der Bau errichtet. Als nächster Band wird die Studie »Die Christlichkeit einer Schule – Schulpforte zur Schulzeit Nietzsches« des viel zu früh verstorbenen Theologen und Pädagogik-Historikers Reiner Bohley (1941-1988) erscheinen. Im fünften Schritt soll 2008 ein Sammelband publiziert werden, der unter dem Titel »Ketzler, Käuze, Querulanten« Porträts von Gelehrten aus mehreren Jahrhunderten vereinigt, die an der Universität Jena (k)eine Karriere machten.

KAI AGTHE

Peter Zimmermann:
Geschichte wird uns zugefügt.
Ein Ostdeutscher erinnert sich an
das 20. Jahrhundert; Eudora-Verlag
Leipzig 2005, 457 S. (17,90 €)

Memoiren von Ostdeutschen, die zu begründen glauben müssen, warum sie sich in den Dienst der DDR gestellt haben, genießen immer noch Konjunktur. Man findet darunter die Lebenserinnerungen von Staatslenkern und -angestellten bis hin zur einfachen Verkäuferin oder Sekretärin. Eine Berufsgruppe scheint sich besonders berufen zu fühlen, ihre Erlebnisse in der DDR anderen mitzuteilen. Und zwar sind dies diejenigen, die »von außen« einen Blick auf die Geschehnisse und Entwicklungen in der DDR hatten. Seien es Diplomaten, Außenhandelsfachleute, Auslandsjournalisten oder aus sonstigen Gründen »draußen« über Jahre arbeitende »Auslandskader«. So interessant die autobiographischen Aufzeichnungen im einzelnen auch zuweilen sind, so fällt doch ein häufig gebotenes Muster in all diesen Publikationen auf: Von Krieg und Nachkrieg gezeichnet, die Chance zum Neuanfang dankbar angenommen, die Bildung im »ersten Arbeiter- und Bauernstaat« erhalten, die antifaschistische Erziehung durchlaufen, nutzte man selbstverständlich die Möglichkeit, im Ausland zu arbeiten. Man fühlte sich als was Besseres. Und in der Tat war diese oft beneidete Personengruppe gegenüber der Masse der DDR-Bevölkerung privilegiert. Die alltäglichen Sorgen der DDR-Bevölkerung zur Beschaffung der Dinge des alltäglichen Bedarfs waren für die in Valuta bezahlten Auslandskader keine, jedenfalls keine bedeutenden. Auch belohnte man diejenigen, die nicht den gefährlichen Weg über die Mauer gehen mußten, um die DDR verlassen zu können, mit guten Gehältern. Fast alle behaupten in ihren Memoiren, den ökonomischen Niedergang der DDR schon lange Zeit beobachtet zu haben. Deshalb habe man auch immer ein bißchen Opposition gelebt, die »strammen Parteimitglieder« (S. 426) waren immer die anderen gewesen.

So liest sich auch die Autobiographie von Peter Zimmermann, der als Hochschullehrer

unter anderem in Ghana und Syrien tätig war. Neben recht informativen und zum Teil auch mit einem Schmunzeln zu lesenden Passagen des Buches muß leider das Urteil gefällt werden: zu ausschweifig, zu selbstdarstellerisch, zu allgemein, zu uninteressant in dem gebotenen Umfang. Ein Lektor hätte den Verfasser darauf hinweisen müssen. Schade! Wenn der Umfang halb so groß gewesen wäre und Zimmermann sich auf das Wesentliche konzentriert hätte, wäre es möglich gewesen, ein gutes Buch vorzulegen.

ULRICH RAMM

**Rudolph Herzog:
Heil Hitler, das Schwein ist tot!
Lachen unter Hitler – Komik und
Humor im Dritten Reich,
Eichborn Frankfurt/M. 2006,
268 S. (19,90 €)**

Darf man über Hitler lachen? Diese seltsame, aber dennoch häufig gestellte Frage steht in Rudolph Herzogs neuem Buch nicht im Vordergrund. Der Filmmacher versucht vielmehr, einen differenzierenden Blick auf Komik und Humor im »Dritten Reich« zu werfen. Er stellt die Frage, wer denn über was genau lachte. Dabei geht er mit manch althergebrachter Deutung kritisch ins Gericht.

Nach dem Ende des Nationalsozialismus erschienen zahlreiche Anthologien mit NS-kritischen Witzen, die sich in der Folgezeit unter der Bezeichnung »Flüsterwitz« wachsender Beliebtheit erfreuten. In diesem Begriff schwangen jedoch immer auch zwei Aussagen mit: Zum einen, dass ein großer Teil der Bevölkerung der nationalsozialistischen Ideologie ablehnend gegenüber stand, zum andern, dass man diese kritische Haltung nur hinter vorgehaltener Hand äußern durfte. Sonst – so die gängige Erklärung – hätte man sein Leben aufs Spiel gesetzt.

Herzog räumt mit dieser hartnäckigen Legende auf und geht den Inhalten der Witze genauer nach. In seinem Buch skizziert er verschiedene Stationen in der Entwicklung des »Dritten Reiches« und stellt die entsprechenden Witze somit in ihren historischen Kontext.

Viele der Witze, so Herzog, übernahmen Erzählmuster älterer politischer Witze und richteten sich vergleichsweise harmlos lediglich gegen die Politiker im Allgemeinen oder deren Verfehlungen und Schwächen. Nur selten kritisierten sie gezielt das nationalsozialistische Regime und dessen Verbrechen. Während die nicht eingelösten Versprechen der NS-Politiker gerne aufs Korn genommen wurden – beispielsweise, wenn der »Endsieg« immer noch auf sich warten ließ –, war eine Auseinandersetzung mit dem verbreiteten Antisemitismus in der Bevölkerung eher die Ausnahme.

Die Witze, die den nationalsozialistischen Terror- und Repressionsapparat thematisierten, deutet Herzog als Zeichen der Mitwisserschaft. Anhand solcher Witze werde deutlich, was alles in der Bevölkerung selbstverständlich bekannt war. Die Analyse der politischen Witze sage viel darüber aus, was die Menschen dachten, was sie ärgerte, was sie wussten und was sie ausblendeten.

Der Autor widerlegt aber vor allem die Auffassung, dass man durch das Erzählen eines kritischen Witzes sogleich im Konzentrationslager gelandet wäre. Das Regime ging nur selten mit drakonischen Strafen oder gar Todesurteilen gegen Witzerzähler vor. Herzog beruft sich dabei auf die verdienstvolle Arbeit von Meike Wöhlert, die in ihrer Studie die These vom lebensgefährlichen Witz erzählen durch die Analyse der tatsächlichen Verurteilungen ins Reich der Legenden verwiesen hat. In der breiteren Öffentlichkeit wurde diese Erkenntnis aber bislang kaum zur Kenntnis genommen.

Herzog hat außerdem Gespräche mit 20 Zeitzeugen geführt, die über ihre Wahrnehmung von Witzen in der Zeit des Nationalsozialismus berichten. Leider greift er nur an wenigen Stellen auf dieses Material zurück und verzichtet auch darauf, die Erzählsituation und Rezeption der Witze genauer zu beleuchten.

Mit seiner kritischen Sicht auf den »Flüsterwitz« übergeht Herzog nicht die Fälle, in denen Komiker einer massiven Verfolgung durch das Regime ausgesetzt waren. Werner Finck saß mehrere Wochen im KZ Esterwegen, der jüdische Kabarettist Kurt Gerron wurde in Auschwitz ermordet. Der größte Teil der Komiker passte sich allerdings der neuen Ideologie an – oder musste sich eventuell gar

nicht mehr anpassen. Ein Aspekt, der übrigens durchaus eine ausführlichere Betrachtung verdient hätte.

Rudolph Herzog liefert insgesamt wenig neue Erkenntnisse, bietet aber erstmals einen gelungenen Gesamtüberblick über Komik und Humor im »Dritten Reich«. Dabei berücksichtigt er unterschiedliche Bereiche – vom politischen Witz und Karikaturen über das Kabarett und bis hin zum Kino. Die bekannten brillanten Dialoge von Werner Finck finden ebenso Erwähnung wie die im Dienste der NS-Unterhaltungsindustrie stehenden Komödien eines Heinz Rühmann.

Hervorzuheben ist an Herzogs Arbeit, dass er die Entwicklung des komischen Gewerbes in den einzelnen Phasen des »Dritten Reiches« beschreibt und die unterschiedlich verlaufenden Biografien der Komiker im Blick behält. Die individuellen Schicksale treten bei ihm nicht hinter die präsentierten Witze zurück.

So macht der Autor letzten Endes auch das Spannungsverhältnis von Lachen und nationalsozialistischer Herrschaft deutlich. Witz und Komik lassen sich im Nationalsozialismus nicht auf eine Formel bringen, sondern nur durch die Untersuchung der unterschiedlichen Lachpraktiken bewerten.

Die Frage, wo beim Lachen über Hitler die Grenze erreicht war, greift Herzog gegen Ende des Buches auf. Ein »Flüsterwitz« über den Selbstmord Hitlers ist nicht überliefert. Darüber konnten die schockierten Deutschen am Ende des »Dritten Reiches« nicht lachen.

ECKART SCHÖRLE

Ernst Kistler:
Die Methusalem-Lüge.
Wie mit demografischen Mythen
Politik gemacht wird, Karl Hanser
Verlag München, Wien 2006,
270 S. (19,90 €)

»Statt in irrationale Ängste zu verfallen heißt es: Hinsehen und umdenken.« Das empfiehlt der Sozialökonom Ernst Kistler angesichts der Diskussion um die vielfach vorhergesagte Überalterung der deutschen Gesellschaft. Er blickt für uns tiefer hinter die Fallstricke der

demografisch erhobenen Bevölkerungsentwicklung und kritisiert sachkundig die missbräuchlichen Interpretationen. Wenn wir mit düsteren Aussichten auf einen »Greisenstaat« konfrontiert, ja erschreckt werden, dann stecken dahinter – so erklärt er – ganz eigene Interessen von Politik und Wirtschaft.

In der Tat signalisieren Analysen und in die Zukunft projizierte Szenarien der Bevölkerungsentwicklung Herausforderungen, denen es sich zu stellen gilt. Sie zu ignorieren wäre ebenso leichtsinnig wie mit ihnen irrationale Ängste zu schüren. Wenn es darum geht, der Bevölkerung politische Konzepte wie die Infragestellung der Sozialstaatlichkeit, die »Rente mit 67« oder den Umbau des Gesundheitswesens plausibel zu machen, wird einfallsreich der Methusalem-Staat als Schreckgespenst aufgebaut.

Auch Kistler als realistischer Analytiker weiß um die Überalterung unserer Gesellschaft, und auch er kann uns die teilweise dramatische Formen annehmenden Folgen ausmalen. Im Unterschied zu den Untergangsszenarien anderer Autoren stellt er uns Situationsanalysen des demografischen Wandels vor, um dann mit mythenbildenden Politikern und Publizisten scharf ins Gericht zu gehen. Die Begegnungen der wissenschaftlichen mit den publizistischen Argumenten lassen sich trefflich verfolgen und bereiten bei allem Ernst Vergnügen.

Verantwortlich für ungesicherte Renten, für den vorausgesagten Mangel an Arbeitskräften ab 2015 und die sich leerenden Sozialkassen ist jedenfalls nicht der demografisch festgestellte Wandel. Geburtenrückgang, steigende Lebenserwartung, Zuwanderungsprobleme sind keine »Nachrichten aus der Zukunft« und auch kein allein deutsches Phänomen. Für andere europäische und nordamerikanische Länder und selbst für China und Japan zeichnen sich ähnliche Entwicklungen ab.

Die wirkliche, wirkende Lösung des Demografieproblems lässt sich in langfristigen Gestaltungsoptionen – Kistler scheut sich nicht, von Planung zu sprechen – finden. Das allerdings sei nicht die Stärke deutscher Politik und Unternehmen: Die einen denken und handeln in Legislaturperioden, die anderen in Quartalszahlen und Gewinnchancen. Längerfristigkeit und perspektivisches Denken sind

zwangsläufig Tabuthemen. Der Abbau der Bildungsangebote und der Bildungschancen für Jugendliche und für erwachsene Arbeitnehmer ist nahezu beispiellos in der Welt. Und was nützt es, das Renteneintrittsalter hochzuschrauben, wenn nicht gleichzeitig mehr Arbeitsplätze geschaffen, die Arbeitsbedingungen verbessert und die notwendigen Weiterbildungsmaßnahmen durchgeführt werden?

Gestalten wir denn also im Wissen um die Probleme das Methusalem-Projekt: Prüfen wir die Alternativen, diskutieren wir sie und gestalten wir die realistischen, indem wir die Perspektiven – gelegentlich – wechseln. Mögen dieses Projekt und mit ihm das Buch mindestens die Beachtung finden wie die Veröffentlichungen der Dramatisierer.

Ernst Kistler ist Direktor am Internationalen Institut für Empirische Sozialökonomie INIFES gGmbH in Stadtbergen/Augsburg. Hauptarbeitsgebiete: Demographischer Wandel, Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik, Sozialberichterstattung; Politikberater auf Landes- und Bundesebene.

KARL-HEINZ STRECH